

Søren Ulrik Thomsen: „Store Kongensgade 23“

Lust auf Fragen und Veränderungen

Von Nico Bleutge

Deutschlandfunk, Buch der Woche, 10.12.2023

Der dänische Schriftsteller Søren Ulrik Thomsen hat ein großes kleines Buch über den wichtigsten Ort seiner Jugend geschrieben: eine Wohnung, in der er nur ein Jahr seines Lebens verbrachte. Die Zeit war geprägt von der Krankheit seiner Mutter und von der eigenen pubertären Orientierungslosigkeit. Trotzdem gelingt ihm zwischen Euphorie und Verlorenheit ein Buch der Erinnerung voller magischer Momente, ein liebevolles Portrait der Mutter und zugleich eine Studie über Vergänglichkeit

Wenn Søren Ulrik Thomsen durch Kopenhagen streift, kreuzt er immer wieder Orte und Straßen, die ihn in seine Vergangenheit führen. Cafés und Bars, die ihm einmal wichtig waren. Geschäfte, in denen er jahrelang ein- und ausging. Oder er sieht in der Auslage eines Antiquariats ein ausgebliebenes Buch, das er mit großer Begeisterung gelesen hat. Nur haben die meisten dieser Orte ihre Anziehungskraft längst verloren. Mit dem Haus in der Store Kongensgade Nummer 23 aber ist es anders:

„Durch die Glasscheibe der Eingangstür sehe ich den schachbrettgemusterten Terrazzoboden, die hohen hellgrauen Paneele und das elegant geschwungene Treppengeländer, das sich im Haus nach oben windet, und dann überkommt mich die Erinnerung an den Geruch der Farbe und der Teppichböden (...) in unserer neuen Wohnung, (...) in meinem Bewusstsein ist sie immer so leer, dass für die Fantasie reichlich Platz ist, nicht zuletzt die Fantasie, diese Wohnung, die mein Vater 1972 für 200.000 Kronen kaufte, die jetzt aber immer für um die acht Millionen gehandelt wird, (...) mithilfe eines Lottogewinns zurückzuerobern.“

Nur ein Jahr in seinem Leben

Nur kurz wohnte Søren Ulrik Thomsen als Jugendlicher mit seinen Eltern und Brüdern in dieser Wohnung. Die Daten werden benannt: vom 12. August 1972 bis zu jenem Tag ein Jahr später, an dem er, mit gerade 17, auszog und sich eine eigene Bleibe suchte. Aber die Bedeutung dieser Spanne und dieses Ortes für sein Leben könnte größer kaum sein. Zeit und Ort verdichten sich zu einem „Brennpunkt“, wie es einmal heißt, zu einem gleichsam magischen Kern, auf den alles Vorherige hinweist, während alles Spätere sich nur in seinem Licht deuten lässt. Und weil die Fantasie eine mächtige Kraft ist (und ein Lottogewinn eher

Søren Ulrik Thomsen

Store Kongensgade 23

Ein Essay

Aus dem Dänischen von Hannes Langendörfer

Suhrkamp Verlag, Berlin

125 Seiten

20 Euro

unwahrscheinlich), versucht Thomsen sich diese zaubrische „Einheit von Zeit und Ort“ mithilfe des Schreibens zurückzuerobern.

Gerade einmal sieben Minuten mit dem Fahrrad von jenem früheren Wohnort entfernt, sitzt er an seinem Schreibtisch – einem hellen Kieferntisch voller Spuren von Tee und Tabak und Tassenrändern, dessen Platte gleichwohl einen Hauch über den Tischbeinen zu schweben scheint – und taucht in die Welten des eigenen Kopfes ein. Dabei ist der eigentliche Impulsgeber für dieses Buch nicht die schweifende Fantasie, auch nicht eine Laune der Erinnerung, der Anlass ist vielmehr höchst konkret. So heißt es knapp:

„Am 14. März kurz nach Mitternacht starb meine Mutter. Es ist Zeit, der Store Kongensgade 23 wieder einen Besuch abzustatten.“

Thomsen setzt diese kleine Passage ganz an den Anfang des Buches und driftet dann erst einmal in eine andere Richtung ab. Ein raffinierter Kunstgriff, um Spannung aufzubauen und das Prinzip der Abschweifung, das die Poetologie seines Buches bestimmt, wie nebenbei einzuführen.

Die Erwartung des Kommenden

Schon immer zehre er, so schreibt er an einer Stelle, von der Erwartung dessen, was kommt. Dieses Verlangen nach dem Nächsten habe auch den großen Umzug im Jahr 1972 geprägt. Weil der Vater eine neue Stelle in einer Bank in Kopenhagen angetreten hatte, zog die Familie aus einem Städtchen auf der Halbinsel Stevns in die Hauptstadt. Das Gefühl, der Provinz entkommen zu sein, sei gewaltig gewesen. Und es verwandelte sich beim Eintauchen in die Welt der großen Stadt zu einer Grundstimmung, die alles durchströmte und zugleich bis an die Gegenwart des Schreibenden heranreicht:

„Mehr als alles andere verbinde ich damit (...) das rauschhafte Gefühl, dass *jetzt* die Zukunft beginnt, und immer wenn ich die Adresse besuche, erfüllt mich der Anblick des Hauses mit einer intensiven, berausenden Erwartung einer kommenden Zeit, als verkörperte dieses Haus, in dem ich vor fast fünfzig Jahren gewohnt habe, auf geheimnisvolle Weise den Ort, von dem für immer jegliche Zukunft ausgeht, obgleich er selbst der Vergangenheit angehört.“

Das erinnert in seiner Beschwörung euphorischer Momente an eines von Thomsens Gedichten, in dem er beschreibt, wie er einst die Store Kongensgade entlangschlenderte, stolz auf seine neue blaue Lederjacke, stolz auf sein Spiegelbild in den Scheiben der vielen Läden, während die Stadt in der Dämmerung brauste und diese Atmosphäre endlos schien. „Als Jugendlicher erwachte ich jeden Morgen / und die Welt strömte mir entgegen / wie eine funkelnde Straße“, heißt es in dem Gedicht einmal. Es sind die Nachwehen von Achtundsechzig, eine „durchpolitisierte kulturelle Umbruchszeit“, wie Thomsen selbst es nennt, in der seine Freunde und er voller Lust auf Härte und Sarkasmus durch die Kneipen fegten, während sie gleichzeitig wussten, der Wohlfahrtsstaat würde sie im Notfall schon auffangen.

Doch weder die Musik von T. Rex noch die Begeisterung für „unmoderne Dichtung“ oder die erste große Liebe Jane können vergessen machen, dass es noch ein zweites Grundgefühl gab, das diese Zeit für den Jungen bestimmte. Ein Gefühl, das sich nur schwer beschreiben lasse, wie Thomsen vermerkt, weil es nicht an bestimmte Ereignisse geknüpft sei, sondern

an eine Stimmung erinnere, „zugleich nicht greifbar und alles durchdringend“. Ein Gefühl, das als eine Art dunkel gefärbte Schwester der Euphorie erscheinen wollte. Wie eine Angst und womöglich nur in Bildern zugänglich:

„Zur Linken pulsieren die Lichter der endlosen Vorstadtwohnblocks im Septemberabend, gegen den Horizont ragen die neuen Hochhäuser von Brøndby Strand (...), und nie, weder früher noch später, habe ich mich kleiner und fremder gefühlt, durchsichtig und unruhig, ein zufälliges, knisterndes Stück Zellophan, das der Nylonwind jeden Moment zerreißen und wegwirbeln könnte.“

Dieses „Gefühl der Verlorenheit“, wie Thomsen es irgendwann nüchtern nennt, war nicht allein einer pubertären Orientierungslosigkeit geschuldet. In einer erzählerischen Volte, die geschickt den Anfang des Buches über den Tod der Mutter einholt, erwähnt er die „Krankheit der Mutter“ und ihren langen Aufenthalt „in einer geschlossenen Anstalt“.

Nachdenken über Krankheit und Tod

Sieben Jahre lang war Thomsens Mutter wiederholt Psychiatriepatientin. Im Sommer 1969 beginnt eine schwere Müdigkeit, nach gründlichen Untersuchungen kommen die Ärzte zu dem Schluss, es handele sich um eine Depression. Zunächst wird sie in verschiedenen psychiatrischen Kliniken Schockbehandlungen unterzogen. Immer wieder beschreibt Thomsen die gedrückte Stimmung und die Mühen nach jeder Entlassung. In den folgenden Jahren versucht man die Mutter in wechselnden Krankenhäusern zu therapieren. Zu den angewandten Methoden gehören mehrere Dutzend Elektroschocks und Unmengen antipsychotischer Medikamente samt Mitteln, die dazu dienen, die von den Psychopharmaka verursachten epileptischen Anfälle zu behandeln. Erst im Frühjahr 1975 hat sie das Glück, auf einen einfühlsamen Psychiater zu stoßen, der für andere Therapiewege offen ist:

„Er interessiert sich nicht für ihre einen halben Meter hohe Krankenakte (...), sondern für sie, und holt sie einfach durch Gespräche sowohl aus der Depression wie auch weg von den Medikamenten (...), sodass sie im Januar 1976 aus dem Psychiatriesystem entlassen werden kann, in das sie nie wieder zurückkehrt, da sie rasch – und für immer – von den Medikamenten loskommt und schon am 1. Februar desselben Jahres beinahe wie durch ein Wunder wieder ihre Arbeit (...) aufnimmt und danach vierzig gute Jahre verlebt.“

Beim Lesen stolpert man über die Formulierung „vierzig gute Jahre“. Und man ahnt schon, es wird nicht bei diesen guten Jahren bleiben. Zwar kehren die depressiven Zustände nicht wieder, aber mit 87 wird bei der Mutter Parkinson diagnostiziert. Ein ums andere Mal wird der Sohn die Mutter besuchen, anfangs im Reha-Zentrum, dann im Haus der Eltern, später auf der Intensivstation des Krankenhauses. Und die Passagen über ihre große Nähe oder über die Stunden, in denen er zuhause im Korbstuhl sitzt und die Gedichte liest, die seine Mutter Zeit ihres Lebens geschrieben hat, gehören zu den einfühlsamsten des Buches.

Gleichzeitig nutzt Thomsen die beiden Phasen der mütterlichen Krankheit als erzählerisches Momentum. Er lässt sich anregen, das eigene Verhältnis zur Sterblichkeit in den Blick zu nehmen oder seinen alten Vater zu portraituren. Nach und nach merkt man, wie das Nachdenken über Krankheit und Tod das Buch strukturiert und ihm zugleich einen eigentümlichen Rhythmus verleiht.

Überhaupt ist der Text weniger eine weitere Variante autofiktionaler Versuche als ein klug komponiertes Ensemble von Fragmenten über Vergänglichkeit und Erinnern, die der Bewegung der Assoziation folgen, mal Vergangenheitsbilder auffalten, mal über bestimmte Wissensbereiche reflektieren, mal die gegenwärtige Schreibsituation markieren. Nicht von ungefähr hat Thomsen selbst sein Buch mit dem Untertitel „ein Essay“ versehen. Und tatsächlich springen die Impulse immer wieder hin und her zwischen dem Aufstellen von Thesen und einer tastenden Bewegung, die Ideen und Erinnerungen nicht setzt, sondern sie eher befragt oder in die Schwebel bringt. Dabei sind es gerade die Leerstellen, die das Interesse des Schreibenden binden:

„Was meine Mutter eigentlich bedrückte (...), warum die Jugendfreunde meiner Eltern, die mich so faszinierten, fast alle plötzlich verschwanden, als meine Mutter erkrankte (...) und was, außer einer Angst ohne Namen, eigentlich während der Pubertät in mir vorging, weiß ich nicht (...), verzeih also, dass Du ein Buch über all das, was sein Verfasser nicht weiß, in Händen hältst. Andererseits: Was ich weiß, darüber muss ich nicht schreiben, denn ich weiß es ja schon.“

Verständnis für die Angst

Und so macht Thomsen sich auf, vor allem jene Dinge zu erkunden, die er noch nicht kennt. Dazu gehört auch sein Weg zur Psychoanalyse. Er schlägt ihn ein, um Verständnis für die Angst entwickeln zu können, die ihn seit damals umtreibt. In seine Skizzen flicht er nicht nur ein Bekenntnis zu den Achtundsechzigern ein, die Freud wiederentdeckt hätten, sondern auch Portraits ihn prägender Therapeuten:

„Er ruhte in sich selbst – freundlich, humorvoll und intelligent, wie er war (...). Er meisterte die heikle Balance, sich in die intimste Welt eines anderen Menschen einzufühlen und gleichzeitig die kühle Distanz zu wahren, welche die Voraussetzung dafür ist, dass beide Parteien in der Situation sein und in diesem speziellen, bewusst künstlichen Raum Erkenntnis schaffen können.“

Diese Doppelstrategie, sich einerseits an die Gefühls- und Gedankenwelt eines Menschen anzuschmiegen, andererseits den nötigen Abstand zu finden und das Material, um mit Gottfried Benn zu sprechen, kalt zu halten, bestimmt auch Søren Ulrik Thomsens Sätze. Manchmal, etwa, wenn er negative Stimmen zu seinen Büchern zitiert oder die Methoden der klinischen Psychiatrie kritisiert, droht er sich in Invektiven zu verlieren. Manchmal rutscht er auch in einen unguuten Mann-Frau-Schematismus ab. Auf's Ganze gesehen aber gelingt ihm die „heikle Balance“ zwischen Einfühlung und Distanz, die auch die Arbeit des Analytikers ausmacht. Wobei Thomsens Kunst darin besteht, die Momente in Schrift zu verwandeln und manches „in ein Schweigen im Text zu verbannen“.

Seine Sätze, für die er auf die Familienchronik der Mutter und auf Fotografien zurückgreift, sind nicht selten ebenso verschlungen wie die Schleifen der Erinnerungsbewegung. Der Übersetzer Hannes Langendörfer hat dafür im Deutschen immer wieder gute Entsprechungen gefunden, an einigen Stellen aber stimmen grammatische Bezüge oder die Kausalverhältnisse innerhalb der langen Sätze nicht. Dafür hat er manche der feinfühligsten Bilder, in die Thomsen das Verhältnis zu seiner Mutter einsenkt, in genaue Varianten verwandelt:

„Doch manchmal überkommt mich ganz plötzlich eine Trauer, nie wieder ihre Stimme meinen Kosenamen sagen zu hören, der allein unsrer war und hier darum mit unsichtbarer Tinte stehen soll.“

Mit einer solchen unsichtbaren Tinte hat Thomsen dem Buch weit mehr als bloß den Kosenamen seiner Mutter eingeschrieben. So skizziert er etwa einen Teil seiner Familiengeschichte. Und nutzt die Passagen über familiäre Verstrickungen, um zwischen den Zeilen eine Art soziologisches Generationenportrait zu entwerfen und gleichzeitig nach möglichen Ursachen für die depressive Erkrankung seiner Mutter zu suchen.

Freude am Ordnen

Die in der damaligen Zeit, so Thomsen, „nicht ungewöhnliche“ Konstellation, dass ein Mann aus dem Bürgertum eine Frau aus der Arbeiterklasse heiratete, sei im Falle der Herkunft seiner Eltern genau umgekehrt gewesen. Während die Großeltern väterlicherseits in Fabriken schufteten, war die mütterliche Linie bürgerlich, der Urgroßvater besaß eine Buchdruckerei, der Großvater war Journalist. Bei seinen Eltern selbst nun habe sich dieses Verhältnis wieder in sein Gegenteil verkehrt. Sein Vater radelte als Bankbeamter jeden Tag ins Büro, seine Mutter arbeitete als Sekretärin, mal als Aushilfe bei der Post, mal bei der Ingenieursinnung, mal in diversen Anwaltskanzleien, wo sie stets schnell für Struktur sorgte:

„Neu angestellt (...) organisierte und katalogisierte sie mit Leidenschaft alle Papiere, Akten und Dokumente in übersichtliche Mappen, Ordner und Schränke, und auch Bleistifte, Stempel und Umschläge fanden ihren logischen Platz. Wie die Lust am Lesen von Literatur, am Hören von Songs und Liedern, am Diskutieren oder daran, einen Hüpfers ins Meer zu machen, war die Büroarbeit ihr eine lebenslange Freude“.

Die lebenslange Freude der Mutter am Ordnen und Beschriften deutet Thomsen andernorts auch als Symptom, als Ordnungssucht, die Folge einer ungemein unsicheren familiären Situation gewesen sein könnte: hier der chaotische, flatterhafte Journalistenvater, der für die Familie nicht oft da war, dort die Mutter, die immer für die Kinder sorgen musste. Beim Nachdenken über die möglichen Ursachen für die spätere Depression seiner Mutter, so Thomsen, sei er immer wieder bei dieser brüchigen Konstellation gelandet – auch wenn all seine Erklärungsversuche freilich über „Spekulation“ nicht hinauskämen.

Mehr als nur Spekulation indes ist seine Beschäftigung mit der psychiatrischen Forschung und Praxis, die sich vor allem aus dem speist, was er in den Therapien seiner Mutter beobachten konnte. Und „Beobachtung“ trifft es nicht eigentlich, war er als Sohn doch direkt in viele der Situationen verwickelt. „Mein Weg zur Psychoanalyse begann mit der Ablehnung der Psychiatrie“, schreibt er einmal. Thomsen war entsetzt darüber, wie die psychiatrische Behandlung der Mutter mit Elektroschocks und Psychopharmaka aussah. Auch schockierte ihn, dass die Methoden bei alledem kaum Wirkung zeigten. Und er weitet seine Sätze, um sich generell gegen eine Psychiatrie auszusprechen, die versucht, Psychisches auf Somatisches zurückzuführen. Stattdessen beharrt er mit der Psychoanalyse darauf,

„dass das, was der Mensch sagt oder schreibt, tatsächlich auch etwas *bedeutet* und ein Schlüssel zum Verständnis ist, überzeugender (...) als die Vorstellungen der Psychiatrie von der Psyche als Produkt biochemischer Prozesse.“

In diesem Abschnitt steckt nicht nur die Auseinandersetzung mit einer bestimmten wissenschaftlichen Denkart. In ähnlicher Weise, wie er in seinem Buch unter der Hand über Vergänglichkeit nachdenkt, aber auch über die Erfahrung von Glück, die er stets dagegenhält, schreibt Thomsen seinen Sätzen hier mit unsichtbarer Tinte ein Literatur-, ja, ein Weltverständnis ein, das sich dezidiert für das Phänomen der Deutung ausspricht.

Vorstellung von Offenheit

So ist dieses große kleine Buch nicht nur ein Gedächtnisprojekt, das zugleich eine Liebeserklärung an die Mutter enthält. Nicht nur eine Studie über Krankheit und Angst. Sondern vor allem ein Buch, das eine Vorstellung von Offenheit kultiviert, eine Lust auf Fragen und Veränderungen, zu der die Fähigkeit gehört, verschiedene und oft widersprüchliche Stimmen und Bilder nebeneinander sein zu lassen. Kein Wunder, dass Søren Ulrik Thomsen am Ende imaginiert, er habe die Wohnung in der Store Kongensgade 23 tatsächlich zurückerobert. Er sieht sich E-Mails schreiben, Anrufe beantworten...

„...und dabei souverän über der Straße schwebend dem unablässig rumpelnden Fest des Verkehrs lauschen und den Anblick genießen, wie die Sonne in den blanken Autos blitzt“.